

Franz Hohler
Zur Mündung

Franz Hohler
Zur Mündung

37 Geschichten
von Leben und Tod

Sammlung Luchterhand

2. Auflage

© 2000, 2003 für diese Ausgabe

Luchterhand Literaturverlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagkonzeption und -gestaltung:

R·M·E/Roland Eschlbeck unter Verwendung
des Gemäldes *Floating Leaves* 1958, © Andrew Wyeth

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany

ISBN-10: 3-630-62046-9

ISBN-13: 978-3-630-62046-6

www.luchterhand-literaturverlag.de

ZUR MÜNDUNG

Der Frühling ist da, zu früh eigentlich, aber deshalb heißt er wohl so, ich habe nichts abgemacht heute, und nach dem Morgenessen denke ich, wieso breche ich jetzt nicht einfach auf und gehe irgendwohin. Ich ziehe meine neuen Turnschuhe an, nehme meine Jacke vom Haken, setze meine Mütze auf und hinterlasse auf dem Küchentisch einen Zettel mit der Nachricht »Ich gehe der Glatt entlang, bis sie in einen größeren Fluß mündet«.

Wäre ich im Kanton Zürich zur Schule gegangen, wüßte ich wahrscheinlich, ob die Glatt in die Töb oder in den Rhein mündet, aber nun schaue ich auf keiner Karte nach, sondern beschließe, selbst nachschauen zu gehen, wo die Mündung der Glatt liegt.

Ich fahre mit dem Bus am Fernsehen vorbei, das am Leutschenbach liegt, die Haltestelle vor dem Hotel Ambassador heißt Katzenbach, dann wird man durch eine Sakrallandschaft aus marmornen Banktempeln gefahren, die Haltestelle ist wirklich mit »Bank Center« angeschrieben, und nicht etwa mit »Moosbächli« oder »Gibisnüd«, während die nächste gegenüber vom Verwaltungsgebäude der VISA liegt, das aussieht wie ein Stück eines Briefkopfs, ins

Dreidimensionale aufgeschachtelt. Sie heißt »Unterriet«, und dort steige ich aus, gehe ein paar Schritte zurück und stehe nun am Ufer des Flusses, den ich bis zu seiner Selbstaflösung begleiten will. Es ist eher ein Fließlein, dessen Böschungen beidseitig mit Steinbrocken befestigt sind und das auf weite Strecken schnurgerade verläuft, es muß irgendwann entkrümmt, entsumpft, entrietet, berichtigt und beschwichtigt worden sein. Wäre ich hier zur Schule gegangen, wüßte ich wohl auch darüber etwas oder wüßte, daß ich einmal etwas darüber gewußt hätte.

So weiß ich nur, daß ich jetzt diesem Flußlauf folgen will und mache mich auf den Weg.

Es ist Werktag, und fast niemand ist unterwegs, ich gehe durch lauter Grün, Grasgrün, Brennesselgrün, Bärlauchgrün, Buchengrün, Tannennadelgrün, und unter der Wasseroberfläche bewegen sich überall grüne Büschel eines Wasserkrauts, das hier üppig wächst, obwohl das Fließlein etwas seifig riecht. Einmal mündet ein fast stehender Bach vom Flughafen her in die Glatt, und da sehe ich große Fische schwimmen, es ist also möglich, in diesem Wasser zu leben. Als ich über den Steg gehe, treibt sie mein Schatten zwischen die Wassergrasbüschel. Auch Enten gibt es viele hier, vielleicht brauchen sie nichts an-

deres zum Leben als diese Wasserpflanze, die ich in Gedanken »Nixenhaar« nenne.

Wilde Kirschbäume blühen, fast nie steht einer allein, sondern meistens haben sie sich den Schutz einer Birke oder eines Ahorns ausgesucht, und da ich mein Baumbüchlein nicht in die Tasche gesteckt habe, weiß ich nicht, wie der wunderbar blühende Baum heißt, der manchmal auch als Busch auftritt und dessen Blüten ein bißchen denen des Ligusters ähneln. Den Bäumen selbst dürfte es allerdings egal sein, wie sie heißen, sie blühen einfach.

Nicht wegen mir sollten die Enten erschrecken, sondern wegen der Flugzeuge, die so tief über mich hinwegfliegen, als seien sie noch gar nicht zum Überwinden der Schwerkraft entschlossen. Als ich hinter dem Ende der Westpiste durchgehe, sehe ich im Gebüsch keinen einzigen Vogel, aber wenig später wieder Spatzen, Finken, Meisen, Rotschwänzchen, Amseln, Stare, Elstern, Krähen, die ersten Schwalben auch, und dazwischen, oder hoch darüber immer wieder Raubvögel, die großen Geduldigen.

Ein Propellerflugzeug ist ungleich leiser als die Jets, es massiert die Luft geradezu mit seinem Surren. Aber es gibt kein Entrinnen vor dem Lärm. Immer wieder drängt sich die Überlandstraße in die Nähe des Flüßleins, überquert es einmal sogar auf einer

enormen Brücke, Lieferwagen, Lastwagen, Zister-
nenwagen, Sattelschlepper ziehen als Karawane des
Bruttosozialprodukts durch das Land, und wenn sie
einen Radfahrer vor sich hertreiben, können sie ihn
nicht überholen, solange auf der andern Spur andere
Karawanen entgegenkommen, und es kommen fast
immer welche entgegen, obwohl ein Teil der Waren,
die es zu befördern gilt, in den unendlich langen Gü-
terzügen stecken muß, die auf den nahen Geleisen
der Linie Zürich-Schaffhausen daherrattern. Zu mei-
nem Erstaunen sind zudem aus den Wohnsiedlungen
bereits erste Rasenmäher zu hören. Derweil versin-
ken hinter den Hecken auf der Hügelkuppe zur rech-
ten viel zu große Flugzeuge gravitatisch und ge-
dämpft, um sich gleich darauf aus dem Unsichtbaren
mit dem gewaltigen Brüllen ihrer Schubumkehr zu-
rückzumelden.

Ununterbrochen wird der Stille Gewalt angetan.

In Niederglatt esse ich im Restaurant Bahnhof den
indonesischen Tagesteller, Java-Rindfleisch mit Nasi
Goreng, und lese nachher im Neuen Bülacher Tag-
blatt einen Brandartikel gegen die rot-grüne Stadt-
regierung Zürichs, aber nicht lange, denn ich will
meine Expedition zur Mündung der Glatt fortsetzen.

Am Nachmittag belebt sich der Uferweg, es sind
nun Frauen mit Hunden und ältere Paare unterwegs,

immer mehr bunt gekleidete Menschen mit Helmen fahren auf ihren Velos sirrend flußauf- oder -abwärts; wenn sie sich während des Fahrens miteinander unterhalten, bewegt sich ihre Sprache überraschend schnell auf mich zu und an mir vorbei. Bei den Entgegenkommenden frage ich mich, ob sie die Mündung der Glatt schon gesehen haben und nun vielleicht auf der Fahrt zur Quelle sind. Ab und zu mischt sich auch ein Rollschuhfahrer mit langen Gleitschritten unter die Radelnden.

Die Wegweiser beginnen nun Glattfelden anzukündigen, natürlich, denke ich, natürlich fließt durch Glattfelden die Glatt, und dahinter liegt, das weiß ich dann wieder, die Bahnstation Eglisau, aber ich kann mich einfach nicht erinnern, irgendwo einmal die Mündung der Glatt gesehen zu haben, in den 34 Jahren, die ich schon im Kanton Zürich wohne. Die Knie beginnen mich ein bißchen zu schmerzen, ich bin schon lang nicht mehr so weit zu Fuß gegangen, aber es steht für mich außer Zweifel, daß ich so lange diesem Wasser folge, bis es sich in den Rhein ergießt, denn dies ist mir inzwischen klar geworden, daß die Hügelzüge der Glatt keine Chance lassen, sich noch mit der Töß zusammenzutun. Die Gletscher in der letzten Eiszeit haben anders entschieden.

Vor Glattfelden stößt der Gottfried-Keller-Dichter-

weg zum Glattuferweg, und auf einer Tafel ist das Gedicht »Am Wasser« zu lesen, in dem mir das Wort »Weltenangesicht« besonders gefällt. Dieses glaubt der Dichter zu sehen, wenn er in die Wellen schaut, in denen sich der Himmel bricht. Gottfried Keller verbrachte als Kind jeweils den Sommer bei seiner Großmutter in Glattfelden, wer die Umgebung gut kennt, kann sie, glaube ich, im »Grünen Heinrich« wieder erkennen.

Immer wieder trifft man auf Zahlenreihen, die mitten in der Landschaft stehen und denen man an Sonntagen besser ausweicht, denn dann wird auf die Zahlen geschossen. Nach dem Dorf, das ich rechts hinter mir lasse, steigt meine Spannung, das Tal verengt sich wieder, das Flüßlein muß hier vor Jahrtausenden, als es noch ein Fluß war, gewaltig gearbeitet haben, um sich durchzufressen, durchzugurgeln, durchzustrudeln zum Vater Rhein hinüber, und auf einmal stehe ich neben einem Tunnel, oder ich wäre fast daran vorbeigegangen, denn Büsche am Wegrand verdecken die Sicht darauf, aber nun stehe ich und schaue darauf hinunter, mache sogar eine kleine Farbskizze in meinem Büchlein, das ich bei mir habe, und versuche nachzuzeichnen, wie das Wasser in einem dunklen Tor verschwindet, über welches Efeu-Girlanden fast bis zur Wasseroberfläche hinabhän-

gen. Das Wasser zeichne ich blau, aus Verlegenheit, denn ich könnte nicht sagen, welche Farbe es wirklich hat, schwarz, grün oder braun, keiner meiner Farbstifte kann ein ernsthaftes Angebot machen. Kleine Gehsteige führen in den Tunnel hinein, sie wären über eine grün gestrichene Leiter neben dem Portal zu erreichen, doch ich wage nicht hinabzusteigen, und ich weiß nicht, was ich auf der andern Seite des Tunnels erwarten soll.

Ein paar Schritte hügelaufwärts, über die Aufschüttung, die wohl für den Tunnel gemacht wurde, und ich sehe es.

Die Wasser der Glatt ergießen sich nicht in den Rhein, sondern sie werden direkt in das Flußkraftwerk Rheinsfelden geleitet, oder vielleicht, das sehe ich von oben nicht genau, vielleicht noch in das Staubecken der vordersten Schleuse.

Ich bin enttäuscht. Die Mündung wurde annulliert. Es gibt keine Vereinigung des Flusses mit dem Strom, sondern nur eine Ankunft, die Glatt wird vom Rhein nicht empfangen und mitgerissen, sondern sie wird abgefertigt, runter durch die Röhren in die Turbinen, und dann unterhalb des Kraftwerks zur Weiterreise nach Holland entlassen.

Nach einer Weile gehe ich über den Fußgängersteg des Kraftwerks ans andere Ufer hinüber, setze mei-

nen Fuß auf deutschen Boden, meine Turnschuhe melden keinen Unterschied, und gehe wieder zurück, auf die Schweizer Seite, wo das fensterreiche Kraftwerkschloß steht, rötlich und unwiderlegbar, eine Sommerresidenz für Königin Elektra, mit einem rätselhaft großen Tor, von dem Schienen zu einem Vorplatz hinunterführen und das wohl nur bei den großen Sommerfestspielen geöffnet wird, um im letzten Akt das Schiff langsam auf den Platz und von dort auf den Rhein hinunterzulassen, das Schiff, in dem sie alle stehen, die Königin, der König, der Prinz, die Prinzessin, umgeben von der Sehnsucht, der Langeweile, dem Heimweh, der Jungfrau, dem Kind, dem Greis, den Nixen mit ihren grünen Haaren, dem Flußgott, dem Mönch, dem Tod und dem Narr, und dann treiben sie langsam stromabwärts, mit einem Gesang, der nur einmal im Leben ertönt, die Wehmut spielt Trompete dazu, und sie werden in unsern Augen immer kleiner und in unserm Herz immer größer.

Ich schaue dem Sommerfestspielkahn nach, bis er im Glitzern des Flusses verschwunden ist, und gehe dann mit schmerzenden Knien zur Bahnstation Zweidlen, an der kein Zug mehr hält, sondern von wo man mit einem Postauto zum Bahnhof Glattfelden gebracht wird.

DER STERBENDE

Zum Entsetzen seiner Frau hat er in der kurzen Zeit, als ich an der Haustüre klingelte, eintrat, sie begrüßte und meinen Mantel auszog, sein Bett verlassen, ist ans Fenster getreten und will es öffnen. Sie bittet ihn, wieder ins Bett zu gehen, er läßt sich sofort überzeugen, und ich helfe ihr, ihn hinzulegen. Ganz leicht ist er geworden, der 88-jährige, und als er wieder daliegt, wie man das von einem Sterbenden erwartet und sogar seine kalten Hände über dem Leintuch gefaltet hat, erklärt er mir, warum er aufgestanden sei. Man müsse, sagt er, unbedingt zum Fenster hinausrufen: »Vivent les boules rouges – toutes allumées!« Ob ich das für ihn tun solle, frage ich ihn, und als er nickt, öffne ich das Fenster und rufe mit lauter Stimme in den Garten: »Vivent les boules rouges – toutes allumées!« Draußen herrscht, von seiner Frau und mir bisher unbemerkt, ein großer Betrieb. Auf dem Kanal führen jetzt, sagt der Sterbende, kräftige Burschen »mit ihre Weidlig« hin und her, mit großen Booten also, die sie mit Stehrudern und Stangen bewegen. Es seien auch drei starke Männer dabei, einer davon sei der Schnetzelmann.

Ich habe einen großen sommerlichen Blumenstrauß mitgebracht. Als ich mit seiner Frau zusam-

men eine Vase ausgesucht habe, stelle ich den Strauß so in sein Zimmer, daß er ihn vom Bett aus sieht. Er läßt sich das Kopfende höher stellen und sagt dann, nun müsse man kontrollieren, ob es noch weitere solcher Sträuße gebe. Das sei der einzige, sagt seine Frau, und ob er wisse, wie die großen gelben Blumen darin heißen. Er überlegt lange, wie er die Sonnenblumen nennen soll und entscheidet sich dann für den Namen Roßblumen.

Morgen möchte er übrigens, sagt er, wieder seine Kleider anziehen. »Morgen ist Sonntag«, entgegnet seine Frau, »und morgen machen wir gar nichts.« Aha, Sonntag, sagt er und gibt dann bekannt, er möchte in die St. Ursenkirche, wir sollen ihm seine Kleider bereit machen, und dann könne ihn ja sein Sohn abholen. Solothurn sei eine Stadt mit sehr viel Wasser, fügt er hinzu, und ob ich das Wasser vor dem Fenster sehe. Solothurn, antworte ich, habe einen wunderbaren Fluß, die Aare, aber den Zürichsee sehe ich nicht direkt vor dem Fenster, der käme erst etwas weiter hinten. Soviel Wasser ringsum, und er ist am Vertrocknen, er trinkt zu wenig, und nicht einmal durch den Infusionsschlauch nimmt sein alter Körper genügend Flüssigkeit auf.

Unvermittelt fragt mich der Sterbende, ob morgen ein besonderer Sonntag sei. Ich überlege einen Mo-

ment und sage dann, morgen sei eine Abstimmung. So, eine Abstimmung. Er atmet tief auf und sagt, dann hoffe er, daß wir eine gute neue Verfassung bekämen. Das hoffe ich auch, sage ich, und ich werde auf alle Fälle für die neue Verfassung stimmen.

Dann gehe es vielleicht heute Nacht um zehn Uhr los mit dieser Stimmerei, sagt er, er werde uns jetzt entlassen und werde sich etwas bequemer fouragieren. Das muß ein Militärwort sein, während ich mir zu den Appliquen, die er an der kahlen Decke sieht, gar nichts mehr vorstellen kann. Beim Blick auf die Streifen der Tapeten sagt er, da seien ja lauter Stimmbänder, ob ich die mitgebracht habe. Nein, sage ich, die seien schon dagewesen, und als ich ihm zum Abschied die Hand reiche, danke ich ihm für seine Tochter, denn sie ist meine Frau. Da müsse ich, sagt er lächelnd, auch seinem Vater danken, ohne den wäre er nicht hier, und auf einmal werden seine Augen feucht, und er dankt mir, daß ich seine Tochter geheiratet habe, denn wir zwei gäben ein gutes Paar ab. Ich wünsche ihm gute Ruhe und gehe hinaus, und als ich später das Haus verlasse, passe ich auf, daß ich nicht in den Kanal falle, über welchen die kräftigen Fährleute ihre Gäste zum großen Fest bringen, für das schon alle roten Lampen leuchten, zu Ehren der neuen Verfassung.

DER BASSIST

Es kommt vor, daß an einem Fest mit geladenen Gästen auch ein ungeladener Gast auftaucht, und von einem solchen Fest möchte ich erzählen.

Eine Frau, Buchhalterin auf einem städtischen Amt, feierte zusammen mit ihrem Lebensgefährten ihren fünfzigsten Geburtstag. Die beiden hatten für das Fest eine kleine Wirtschaft gemietet, in der sie mit ihren etwa vierzig Gästen zu Mittag aßen. Da das Lokal keine großen Räume hatte, war es an diesem Sonntag für andere Gäste geschlossen, und die Haupttüre war verriegelt.

Die Frau war lange Jahre mit einem Mann verheiratet gewesen, der neben seinem Beruf ein bekannter und beliebter Kontrabaßspieler gewesen war und eines Morgens ohne irgendeine Vorwarnung tot in seinem Bett lag. Für ihr Fest hatte die Frau einen ehemaligen Kollegen und Freund ihres Mannes gebeten, zwischen den Gängen und nach dem Essen Musik zu machen. Er war Geiger und kam zusammen mit einem Gitarristen, und die beiden spielten und sangen Stücke aus ihrem großen Repertoire von Folklore, Blues und Jazz.

Auf einmal stand ein hagerer alter Mann mit einer unglaublichen Adlernase, einem fliehenden Kinn und

schulterlangen strähnigen Haaren unter den Gästen, der, wohl durch die Musik angezogen, die man bis auf die Straße hörte, die Gaststube durch den Hintereingang betreten haben mußte. Von der Wirtin darauf aufmerksam gemacht, daß es sich um eine geschlossene Gesellschaft handelte, verstand er es trotzdem, so lange stehen zu bleiben, bis er ein Glas Wein bekam, das er auch bezahlte. Von einem der Gäste in ein Gespräch gezogen, blieb er noch etwas länger und setzte sich auf einmal neben die Frau, deren Geburtstag gefeiert wurde. Sie wiederholte nicht unfreundlich, was die Wirtin schon gesagt hatte, und wandte sich deutlich von ihm ab. Währenddessen spielten die zwei Musiker »Bella ciao« und »Bei mir bist du scheen«, und auf einmal stand der Hagere auf und verließ den Saal.

Die Frau atmete auf, die Störung schien beendet. Sie erbleichte, als der Adlernasige, Fliehkönnige, Langsträhnige wenig später die Wirtschaft wieder betrat und scherzhaft stolpernd beinahe seinen Kontrabaß fallen ließ, den er bei sich trug.

Die zwei Musiker, beides umgängliche Menschen, wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten, denn niemand hatte den Ungeladenen gebeten, auch noch sein Instrument mitzubringen, und beide haßten nichts so sehr wie Dilettantismus.

Die Frau ergriff einen Moment die Hand einer Freundin und blickte, den Tränen nahe, vor sich auf das Tischtuch. Der Geiger und Sänger versuchte zuerst mit grimmigem Gesicht, den Hinzugekommenen nicht zu beachten. Der stellte sich aber in aller Ruhe hinter den beiden auf, spannte seinen Bogen und wartete, bis die Musikanten mit dem nächsten Stück anfangen.

Zu ihrer Verwunderung und zur Verblüffung der ganzen kleinen Festgemeinde spielte er so locker und selbstverständlich mit, als wäre er schon immer der dritte Mann gewesen. Viele Gesichter wandten sich allerdings zuerst der Gefeierten zu, da allen klar war, daß sie der Musiker schmerzhaft an ihren verstorbenen Mann erinnern mußte.

Als sie sahen, wie sie sich angesichts der Kunst des Bassisten langsam entspannte und den neuen Klang genießen konnte, ja sogar sagte, ein Baß gebe der Musik erst einen Boden, war der Bann gebrochen, und die Begeisterung für den überraschenden Gast wuchs.

Dieser strich abwechselnd mit dem Bogen, zupfte mit den Fingern oder schlug manchmal auch kleine rhythmische Figuren mit den Händen auf seinen Kontrabaß, und erst jetzt merkten alle, wie sehr dieser Musik ein Baß gefehlt hatte.

Wie der ungeladene Gast den Weg hierher gefunden hatte, blieb ein Rätsel, er gab nur ausweichend Auskunft, und niemand kannte ihn, weder von den Gästen noch von den Wirtsleuten. Der Geiger, schon dreißig Jahre in der Musikszene, konnte nicht begreifen, warum er ihm noch nie begegnet war, denn er war offensichtlich ein außergewöhnlicher Könnler, der von sich sagte, er sei 75 Jahre alt.

Noch lange sprachen die Gäste, wenn sie später auf dieses Fest zu reden kamen, von nichts anderem als von diesem Bassisten, den später nie wieder jemand antraf, und die Frau fragte sich, was ihn wohl an diesem Sonntagnachmittag in diese kleine Wirtschaft in einem Vorortsviertel gezogen haben mochte, und sie fand keine andere Erklärung, als daß ihr verstorbener Mann sich dadurch in Erinnerung rufen wollte, daß er ihr und der Festgemeinde den fehlenden Baßgeiger schickte.

DER NACKTE MANN

Der Vorplatz des Doms zu Köln ist mehr als ein Vorplatz, er ist ein Schauplatz. Die vom Bahnhof herbeiströmenden Reisegruppen, die hier zum Stillstand kommen, sehen sich konfrontiert mit exotischen Musikgruppen, mit blockflötenden Bettlern, mit auf dem Boden knienden Straßenmalern, die ihr Glück mit einem Portrait Goethes oder der Mona Lisa versuchen, mit einer sogenannten Klagemauer auch, einem Gerüst, an welchem Beschwerdebriefe über die Welt aufgehängt werden können. Zeugen Jehovas mischen sich mit als Nonnen verkleideten Jungen, die rollschuhfahrend für ein Musical werben, neben dem Stand der grauen Panther oder der Atomkraftgegner wirbelt ein schwarzer Liliputaner seine Jonglierkeulen durch die Luft, Blasmusikgruppen aus Litauen oder St.Petersburg schmetterten einem ihre Potpourris entgegen, Zigeunerfrauen sitzen an den Mauern und stillen demonstrativ ihre Säuglinge, Obdachlose versuchen ihre Zeitung zu verkaufen, wer also vom Bahnhof her über die Treppen zwischen den biertrinkenden Punks mit ihren jungen, struppigen Hunden hindurch zu diesem gewaltigen Bauwerk hinübergeht, betritt eine Art Bühne, und auf dieser Bühne wurde neulich die folgende Szene gespielt.

An einem Vormittag, noch bevor sich der Klügel aus Gauklern, Straßenkünstlern und Überzeugern einfand und sich gerade ein paar Schulreisen und Besichtigungsgruppen vor dem Hauptportal versammelt hatten, trat ein nackter Mann auf. Ich hatte ihn nicht kommen sehen, ich wußte nicht, woher er kam, er hatte ein Bäuchlein und angegraute lange Haare und trug eine Plastiktasche von einer Seite des Platzes zur andern. Sein Gang elektrisierte die Gruppen, alle Köpfe, die schon zur Litanei eines Reiseführers nach oben zu den Türmen starrten, wandten sich dem Mann zu, Schulklassen brachen in Kichern und Kreischen aus, Kinder und Jugendliche stießen sich mit den Ellbogen an, Geschäftsleute blieben mit ihren Aktentoffern stehen und blickten ratlos oder kopfschüttelnd auf diesen Mann, die Bewegung des ganzen Platzes erstarrte zugunsten des Ganges dieses einen nackten Mannes, der sich nun bewußt wurde, wieviel Aufmerksamkeit er auf sich zog und im Gehen mit einer Grazie, die ich seiner dicklichen Figur nicht zugetraut hätte, einen Knicks zur Menge machte, ihr lächelnd zuwinkte und dann auf der andern Seite des Platzes in der Hohen Straße verschwand.

Und als sich die Gruppen langsam von dieser Szene erholten und sich wieder dem Bauwerk oder sich selber zuwandten, fragte ich mich, weshalb der Dom

aus dem Mittelalter, dieses gotische Riesengebirge mit all seinen Steinfiguren, Engeln, Heiligen, Tieren, Türmchen und Rosetten die Menschen weniger zu fesseln vermochte als der Anblick eines nackten Menschen.

GRÜFTE

Eigentlich müßte der Wiener Stephansdom schon längst im Boden versunken sein, denn seine tonnen-schwere Steinlast liegt nicht auf massivem Grund, sondern auf einem mehrstöckigen System von Gewölbekellern und -gängen, welche die Erde wie ein Maulwurfsbau durchlöchern. In früheren Jahrhunderten konnte man sich dort unten bestatten lassen, die Särge wurden in ein Gewölbe geschichtet, bis dieses voll war, dann wurde es zugemauert. Wurde der Platz einmal knapp, brach man ein altes Gewölbe auf, nahm die zerfallenen Sargbretter heraus, schichtete die Knochen und Schädel wie eine Holzbeige aufeinander, und es gab wieder Raum für frische Leichname.

Adalbert Stifter hat diese Katakomben vor 150 Jahren herzzermalmend beschrieben, deshalb bin ich heute hier.

Was einst ein Labyrinth des Todes war, ist jetzt für 40 Schillinge zugänglich, Kinder zahlen 30, Eingang hinter dem dritten Altar links, Führungen auf deutsch und englisch, der Führer muß Wörter wie Sarg, Eingeweide und Pest auf englisch zur Verfügung haben, coffin, guts, plague, etwa wenn er die Gruppen zu den Särgen der Habsburger bringt, in



Franz Hohler

Zur Mündung

37 Geschichten von Leben und Tod

Taschenbuch, Klappenbroschur, 128 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-630-62046-6

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Februar 2003

In diesen 37 Erzählungen ist Franz Hohler unterwegs. Eines Morgens will er bis zur Mündung des Flusses wandern, der durch seine Heimatstadt fließt und landet vor dem dunklen Eingang zu einem Tunnel. Er besteigt den Eiger, und ihn überkommt, als er über eine Felskante hinwegspringen muss, ein eigentümlicher Schauer. Wäre es nur eine Katastrophe, wenn er abstürzen würde. Ihn beschäftigen Grenzen und wie sie sich überwinden lassen, und dabei gelangt er unversehens immer wieder bei der Grenze an, die unserem Leben gesetzt ist.

 [Der Titel im Katalog](#)